LENA HACH

Grüne GURKEN

MIXTVISION

LENA HACH
MIT INFOGRAFIKEN VON KATJA BERLIN

Grüne GURKEN

MIXTVISION
Weiter. Erzählen.

Die Tür fällt hinter mir ins Schloss. Im gleichen Moment wird mir klar: Ich habe nicht an den Schlüssel gedacht. Der baumelt entspannt am Brett auf der anderen Seite. Natürlich habe ich auch kein Handy dabei. Das ist mal wieder typisch. Zu Hause – und mit *zu Hause* meine ich mein Dorf in Hessen und werde es immer meinen – hätte ich jetzt mehrere Möglichkeiten. Ich könnte zu Daniel fahren. Ich könnte zu Daniel laufen. Oder den Ersatzschlüssel aus dem Blumenkasten buddeln. Aber in diesem Mietshaus gibt es keinen Blumenkasten – nur jede Menge Müllcontainer. Da wird zwar alles reingestopft, aber garantiert kein Zweitschlüssel für das 2. OG rechts.

Leider habe ich keine Ahnung, wann meine Eltern zurückkommen. Sie sind mit irgendwelchen neuen Kollegen zum Abendessen verabredet und wenn es gut läuft, gehen sie anschließend noch in eine Bar. Fast schon peinlich, wie versessen die beiden darauf sind, hier in Berlin direkt Anschluss zu finden.

Mein Magen knurrt. Das erinnert mich daran, warum ich überhaupt im Treppenhaus stehe. Ich habe wahnsinnigen Hunger. Seit wir hierhergezogen sind, kochen wir abends kaum noch zusammen. Dabei ist das eigentlich unser Familiending. Mama ist fürs Gemüse zuständig, ich für die Kräuter und Papa darf Zwiebeln schnippeln. Ausgefallene Pasta-Soßen sind unsere Spezialität.

Doch vorhin hatte ich auf einmal totales Verlangen nach Milchreis. Weil der dem Magen und der Seele guttut. Ich habe mich also aus meinem neuen Zimmer in unsere Küche bequemt, um die Zutaten zusammenzusuchen. Vor allem der Reis ist entscheidend. Am besten nimmt man Rundkorn, mit viel wasserlöslicher Stärke; das gibt eine richtig schöne Pampe. Je größer die Körner sind, desto mehr Milch wird aufgesaugt. Im Kühlschrank habe ich jedoch nur Sekt und Orangensaft entdeckt – und diese Limonade, die sich Brause nennt. Aber keinen einzigen Tropfen Milch. Kurz, ganz kurz, habe ich in Erwägung gezogen, die Reiskörner roh in mich hineinzuschaufeln. Wenn es zu sehr knirscht, hätte ich einfach O-Saft hinterhergegossen. Da fiel mir der Kiosk auf der anderen Straßenseite ein. Ich war zwar noch nie drin, aber mit etwas Glück gab es da nicht nur Bier und Hipster-Limo, sondern auch das ein oder andere Molkereiprodukt. Also habe ich mir trotz der sommerlichen Hitze Papas Mantel übergeworfen – weil der meinen Pyjama komplett verdeckt – und mir mein Portemonnaie geschnappt. Nur an den Schlüssel habe ich nicht gedacht. Und jetzt steh ich hier also ratlos im Treppenhaus, in meinen Krümelmonster-Hausschuhen.

Ich versuche, mich mit dem Gedanken zu trösten, dass es schlimmer sein könnte. (Und es war schon oft schlimmer!) Ich könnte zum Beispiel nackt hier stehen. Oder in dieser hautfarbenen Unterwäsche von Oma. Stattdessen trage ich einen Pyjama *und* einen Dufflecoat, handgemacht, gefüttert und mit Abstand das beste Kleidungsstück meines Vaters. Schon klar, ich

versinke fast in dem Ding. Aber meine Fensterstudien haben ergeben, dass sich die Berliner in den unmöglichsten Klamotten aus dem Haus wagen. Vor allem Jogginganzüge sind schwer angesagt. Da falle ich in meinem Zelt garantiert nicht auf. Also setze ich mich in Bewegung. Denn Hunger habe ich ja immer noch. Ich schlurfe durch das Treppenhaus, auf die Straße. Um mich im Kiosk mit ordentlich Proviant einzudecken. Wer weiß, vielleicht gibt's dort ja sogar diesen Fertigmilchreis. Wie super wäre das denn bitte?!

Ich werfe einen Blick hoch zu unserer Wohnung. Nur in meinem Fenster brennt Licht. Also, ich weiß, dass es mein Zimmer ist. So wie ich weiß, dass man nicht durch null dividieren kann. Oder sich beim Baden nicht die Haare föhnen sollte. Es ist bloß: Das Zimmer fühlt sich nicht wie meins an. Obwohl ich es mir selbst aussuchen durfte. Es ist das beste der ganzen Wohnung. Ein schwacher Trost, wenn die Stadt die falsche ist. (Allerdings immer noch besser als ein schlechtes Zimmer in der falschen Stadt.)

»Lotte, du brauchst Geduld! Natürlich musst du dich noch einleben«, sagt Papa, wann immer ich mich beschwere. Also ständig. »Wir wohnen hier erst seit zwei Wochen.«

Mir ist selbst klar, dass ich mich erst an alles gewöhnen muss. Das nennt man Akklimatisation, ein normaler Prozess eines jeden Organismus, der sich an veränderte Umweltfaktoren anpassen muss. Ich behaupte einfach mal: Größer als in meinem Fall kann eine solche Veränderung gar nicht sein. Von dem Einbruch einer plötzlichen Eiszeit einmal abgesehen.

Ich habe den Verdacht, dass mich Berlin nicht leiden kann. Fest steht, dass die Stadt einen schlechten Einfluss auf mich hat: Ich bin hier noch ungeschickter als in meinem Heimatkaff. Kaum zu glauben, dass das

möglich ist. Doch die Vorfälle sprechen für sich. Ein Beispiel? Als ich das Bild aufhängen wollte, das Daniel mir zum Abschied geschenkt hat – ein ironisches Einhorn in Acryl –, habe ich mir mit dem Hammer auf den Daumen gehauen. Ein Klassiker, ich weiß, und nicht mal besonders einfallsreich. Klar, dass ich Daniel ein Foto von dem Matschfinger geschickt habe – seine Antwort kam prompt: »Lotte, ich bin erleichtert. Du bist noch ganz die Alte.« Dann empfahl er mir Jod, Pflaster und Kühlpack. Ich bezweifle, dass all die Maßnahmen wirklich nötig gewesen sind. Aber Daniel hat eben einen ausgeprägten Hang zur Dramatik. Wahrscheinlich kriegt er auch deshalb jede Hauptrolle in der Theater-AG. Mittlerweile muss er dafür nicht mal mehr vorsprechen.

Trotzdem habe ich ihn sehr lieb. Ich habe sogar zu meinem besten Freund gehalten, als er diese schwierige James-Dean-Phase hatte und unablässig dessen Weisheiten wiedergab: »Träume, als ob du ewig leben würdest. Lebe, als ob du heute sterben würdest.« Oder: »Tu nie so ›als ob‹. Wenn du eine Zigarette rauchst, dann rauche sie. Tu nicht so, ›als ob‹ du eine Zigarette rauchst.« Das hat Daniel genau einmal versucht. Richtig zu rauchen. Dann ist er auf Schokoladenzigaretten umgestiegen. Jedenfalls habe ich ihm auch von der letzten doofen Sache erzählt, die mir hier passiert ist: Die Dielen haben meinem Fußballen einen fetten Splitter verpasst. Durch den Socken! Der Splitter sitzt immer noch in meiner Haut. Ich bin gespannt, ob sich das Ding entzündet. Daniel meinte, ich solle mir vorsichtshalber den Fuß amputieren lassen. Und Mama wollte mir

mit einer Nadel zu Leibe rücken. Aber ich habe mich geweigert. Die soll sich mal schön an ihren Patienten austoben. Wegen denen sind wir ja überhaupt erst hierhergezogen. Weil Mama hier einen Superjob in einer Superklinik ergattert hat. Wahrscheinlich sind die Patienten genauso super. Sie warten geduldig, bis sie aufgerufen werden. Egal, wie lange es dauert. Im besten Fall sind sie dann schon von allein gesundet und falls nicht, haben sie die richtige Diagnose selbst parat. Außerdem

stellen die Patienten – wenn überhaupt – nur schlaue Fragen. Mit dummen kann man Mama nämlich zielsicher in den Wahnsinn treiben. Dumme Fragen sind ihrer Meinung nach: *Warum fragt keiner, was ich will? Muss es unbedingt noch in diesem Jahr sein? Bleiben wir da dann für immer?*

Damit eines klar ist: Auch für meinen Vater bedeutet die Hauptstadt einen Karrieresprung. Er darf hier in einem schicken Institut arbeiten – zusammen mit jeder Menge anderer Physik-Nerds, die alle die gleiche schmutzige Brille tragen.

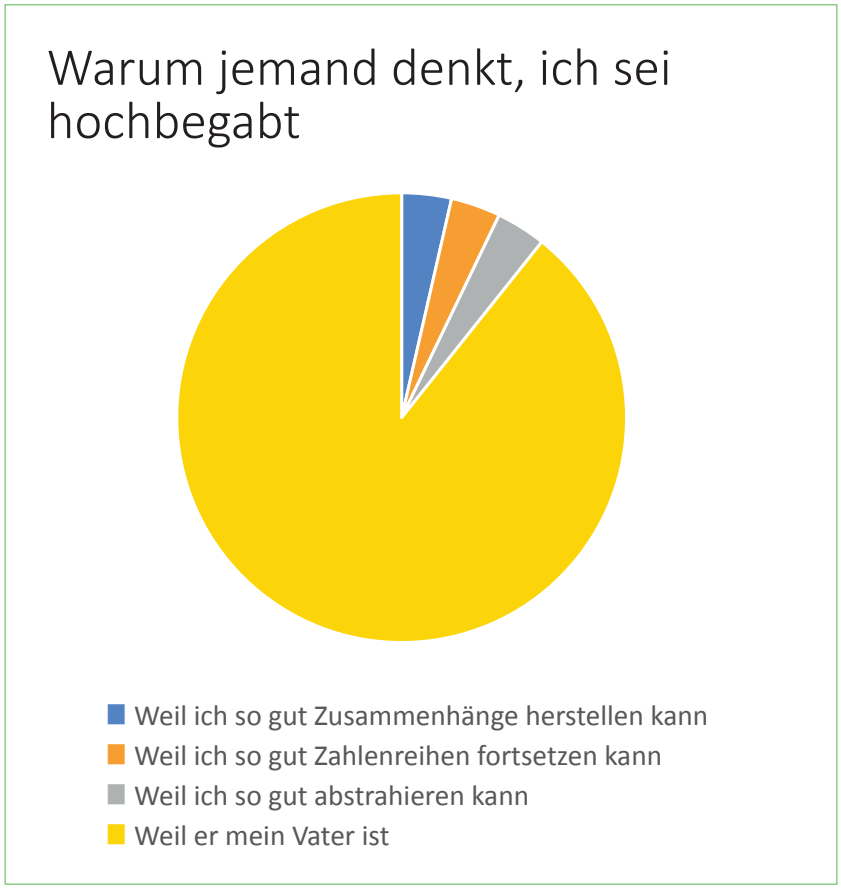
Bestimmt ist es schon deutlich geworden: Meine komplette Familie ist überdurchschnittlich clever. Ich bin die unfreiwillige Ausnahme. Deshalb halte ich das Ergebnis meines letzten IQ-Tests auch geheim. Es reicht zu wissen, dass ich damit kein Mitglied im Verein der Intelligenzbestien werden kann. Den Verein gibt es wirklich. Nur heißt er anders, irgendwas mit *Gesellschaft* und *hochbegabt*. Oder war es *Gemeinschaft* und *gottbegnadet?* (Das gehört zu den Dingen, die ich verdränge.)

Verständlicherweise sind meine Eltern enttäuscht. Schon ihre Eltern und Großeltern waren in dem Verein. Es ist sozusagen Familientradition. Wie Käsefondue zum Jahreswechsel. Und Sommerurlaub in der Toskana. Der übrigens in diesem Jahr zum allerersten Mal ausgefallen ist. Weil: Wichtigeres. Nämlich: Umzug. Auf jeden Fall haben meine Eltern mich noch nicht aufgegeben. Jahr für Jahr schleppen sie mich in ein wechselndes Konferenzhotel zur offiziellen Aufnahmeprüfung. Da schwitze ich dann zwischen anderen, mehr

oder weniger ehrgeizigen Sprösslingen von definitiv ehrgeizigen Menschen. Und wir alle suchen das nächste logische Zeichen für irgendeine bescheuerte Reihe. Muss ich erwähnen, dass meine Cousins und Cousinen es auf Anhieb geschafft haben? Deshalb verbringen sie diese Ferien auch alle zusammen in einem Hochbegabten-Camp im Schwarzwald. Enno, der älteste, hat meinen Eltern eine Postkarte geschickt. Auf Esperanto. Lesen konnte ich die nicht. Aber ich kann mir auch so denken, was meine Cousins und Cousinen da machen. Wenn sie nicht gerade Karten in einer künstlichen Sprache verfassen. Garantiert lösen sie von morgens bis abends mathematische Probleme, spalten zur Entspannung ein paar Atome, um danach kosmische Wurmlöcher zu erforschen. Und vor dem Zähneputzen wird schnell noch die Relativitätstheorie relativiert.

Ich meine, Kanufahren wäre doch auch eine Option! Also, für mich nicht. Ich bin unsportlich. Was natürlich auch nicht fair ist. Denn einem Hochbegabten verzeiht man Unsportlichkeit nicht nur; die wird geradezu erwartet. Aber ein durchschnittsschlauer Mensch wie ich sollte durchaus in der Lage sein, über einen Bock zu springen. Ohne erst mal breitbeinig darauf sitzen zu bleiben.

Statt in irgendeinem Sportverein oder auf einer Joggingstrecke zu schwitzen, verbringe ich meine freie Zeit am liebsten zu Hause. Meistens zeichne ich Grafiken. Andere schreiben Tagebuch, ich klappe den Laptop auf und entwerfe Torten-, Block- und Mengendiagramme. Graphen finde ich auch ganz toll. Geht



schneller als dieses *Liebes-Tagebuch-Blabla* und macht mehr Spaß – ist allerdings genauso privat. Und anders als etwa beim Sport kann dabei nicht viel schiefgehen. Okay, einmal bin ich vom Stuhl gefallen und habe mir den Stift ins Auge gerammt. Schön ist was anderes. Jedenfalls fühle ich mich drinnen eindeutig wohler als draußen. Vor allem seit wir in Berlin leben. Deshalb werde ich auch nervöser, je mehr ich mich dem Kiosk

nähere. SPATI steht in fetten Leuchtbuchstaben über der Tür.

Ich war noch nie drin in dem Laden, den ich auch von meinem Zimmer aus sehen kann. Aber ich habe den Verdacht, da werden Drogen vertickt. Oder Schlimmeres. Wobei mir nicht klar ist, was schlimmer sein könnte. (Vielleicht ausgestopfte Robbenbabys.)

Schließlich sind wir hier in Kreuzberg und zwar so weit im Süden, dass es fast schon Neukölln ist. Angeblich gibt es da gefährliche Ecken – und das macht den Umzug noch dramatischer. Nicht für mich, ich finde alle Stadtteile gleich bescheuert. Aber eben für unsere Freunde zu Hause, die höchstens mal für ein Wochenende hier gewesen sind, um die Sehenswürdigkeiten abzuhaken. Die warten bestimmt nur darauf, dass einer von uns überfallen wird und wir reumütig zurückkehren. Ehrlich gesagt, kann ich mir Schlimmeres vorstellen. Dann müsste ich nicht in diese neue Schule, hätte Daniel ganz in meiner Nähe … nur an meinem IQ würde es nichts ändern. Es sei denn, der Gangster würde mir ordentlich einen über den Schädel ziehen. Aber das ist nicht das, was ich meine.

Mit angehaltenem Atem öffne ich die Kiosktür. Wahrscheinlich wäre ich trotz meines Looks wirklich nicht aufgefallen. Wenn ich darauf verzichtet hätte, das Regal mit den Konserven umzureißen.

»Oh nein, nein, bitte nicht«, murmle ich. Das interessiert die Dosen natürlich kein bisschen. Die fallen trotzdem. Bestimmt 30 Stück – alles Kichererbsen. Ich stehe da wie gelähmt und weiß nicht, was ich tun soll. Mich sofort auf den Boden knien und die Dosen aufsammeln? Oder erst mal nach hinten gehen und mich entschuldigen? Der Typ hinter dem Tresen tippt angestrengt auf seinem Handy herum – als wäre nichts passiert. Hat er den Krach nicht gehört? Ist das überhaupt möglich? Ich frage mich gerade, welche Rolle seine potenzielle Schwerhörigkeit für mein weiteres Vorgehen spielt, als der Typ zu fluchen beginnt.

»Scheiße!«, ruft er. »Verdammte Scheiße!«

Der Typ ist gigantisch. Groß und breit. Seine Haare sind so kurz, dass man es wohl schon Glatze nennt. Außerdem hat er nur ein Unterhemd an. Also obenrum. Die Wahrscheinlichkeit, dass er auch eine Hose trägt, ist zugegebenermaßen hoch. Nur kann ich die von hier aus eben nicht sehen. Am auffälligsten sind seine Arme: Von der Schulter bis zum Handgelenk schlängeln sich dunkle Muster über die Haut. Dadurch wirkt er fast schon wieder richtig angezogen.

»So eine verdammte Scheiße!«, ruft der Typ noch einmal.

»Tut – tut mir leid«, stammle ich. »Ich kauf die Dosen.« Ess ich für den Rest meines Lebens halt Hummus.

»Was?«, fragt der Typ. Wie in Zeitlupe legt er sein Handy zur Seite. Er scheint grundsätzlich eher von der langsamen Sorte zu sein.

»Ich kauf die Dosen«, sage ich.

»Was denn für Dosen?«

Ist das sein Ernst? Anstatt eine Antwort zu geben, wedele ich mit beiden Händen in der Luft herum. In etwa dort, wo eben noch das Regal stand. Da kapiert der Typ endlich. Er zieht die Augenbrauen zusammen, bis sie sich fast berühren. Und dann beginnt er zu lächeln.

»Du kaufst die Dosen nicht«, sagt er. »Du verkaufst die.«

»Hä?«, mache ich. Inzwischen bin ich mir sicher, dass der Typ einen an der Waffel hat. In dieser Stadt gerate ich ständig an so Leute, vor allem in der Bahn. Im Ernst, meine Trefferquote, mich neben den einzig Verrückten im Abteil zu setzen, ist enorm hoch. Jetzt schwingt der Typ sich über den Tresen. Und da sehe ich auch seine Hose. Eine helle Jeans, eindeutig zu eng. An den Füßen trägt er rosa Flipflops. Mit großen Schritten läuft der Typ zu mir.

»Hast du Erfahrungen im Einzelhandel?«, will er wissen.

»Ähm, ja. Als Kundin.«

»Gut«, sagt der Typ. »Ist auch nicht schwer. Gibt nur drei Regeln.«

Ich will protestieren, aber der Typ hebt die Hand und ich halte die Klappe.

»Erste Regel«, sagt er. »Das Rückgeld wird sofort nachgezählt. Spätere Beschwerden gehen dir am Arsch vorbei. Klar?«

Ich nicke. Denn was soll ich sonst tun? Flucht ist jedenfalls keine Option. Zwar ist unsere Wohnung direkt gegenüber, aber da komme ich ja nicht rein!

»Zweite Regel: Leute in deinem Alter immer im Auge behalten. Ihr klaut wie blöd.«

Ich überlege, ob ich beleidigt sein soll. In meinem ganzen Leben habe ich noch nichts geklaut. Nicht mal ungefragt geborgt. Aber wahrscheinlich würde der Typ mir so oder so nicht glauben. Er fasst mich an den Schultern und schiebt mich hinter den Tresen. Ich entdecke die strategisch platzierten Spiegel.

»Damit hast du alles im Blick«, erklärt der Typ. »Und jetzt kommt schon die letzte Regel: Der Laden wird nicht dichtgemacht, egal, was passiert. Es ist Freitagabend! Klar?!«

»Klar«, sage ich. So viel Entschlossenheit ist ansteckend. Der Typ holt unter dem Tresen einen dunkelblauen Fahrradhelm hervor. Er setzt ihn auf, dreht mir den Rücken zu und geht etwas in die Knie.

Was jetzt? Soll ich ihm auf die Schultern klettern? Der Typ zeigt auf seinen Nacken.

»Das Licht« murmelt der Typ. Da sehe ich es. Hinten am Helm ist ein herzförmiges Blinklicht befestigt.

Als ich mit dem Zeigefinger einmal darauf tippe, leuchtet es.

»Funktioniert«, melde ich. Ohne ein weiteres Wort richtet der Typ sich auf und geht zur Tür. Er steht schon fast auf der Straße, da dreht er sich noch mal zu mir um.

»Ich hab eine Regel vergessen«, brummt er. »Finger weg vom Radio!« Und dann lässt er mich wirklich allein.

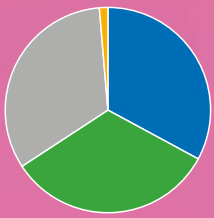
LENA HACH wurde 1982 in Hessen geboren. Sie besuchte eine Schule für Clowns und studierte anschließend Anglistik, Germanistik und Kreatives Schreiben. Sie arbeitete zunächst als Journalistin und widmete sich dann der Kinder- und Jugendliteratur. Inzwischen sind mehrere Bücher von Lena Hach bei Mixtvision erschienen. Ihre Bücher wurden bereits vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Leipziger Lesekompass 2018 für den ersten Band der Reihe »Der verrückte Erfinderschuppen«. »Grüne Gurken« ist ihr erstes Jugendbuch bei Mixtvision.
Mehr zur Autorin unter: www.lenahach.de

KATJA BERLIN studierte an der TU sowie an der FU Berlin Medienberatung und Politikwissenschaft. Nach mehreren Jahren als PR-Referentin und Onlineredakteurin bei Verbänden und einem Bundesministerium ist sie seit 2010 als freiberufliche Autorin tätig. Regelmäßig ist sie mit Grafikkolumnen in der ZEIT und im Handelsblatt vertreten. Außerdem schreibt sie für die Berliner Zeitung. Seit Oktober 2013 wohnt sie in Berlin Gesundbrunnen.
Mehr zur Künstlerin unter: www.katjaberlin.com

Berlin, mitten in Kreuzberg:
Lotte, neu in der Stadt, ausgesprochen toll-patschig, herrlich selbstironisch, normal begabt und total verknallt. In Vincent von Grüne Gurken. Oder so ähnlich. Auf jeden Fall in den Typen, der immer montags im Kiosk gegenüber auftaucht und genau zehn *Grüne* Gurken kauft.

Eine Geschichte über das, was wirklich wichtig ist: die richtige Stadt, der richtige Typ und die richtige Sorte Weingummis.

Wer dieses Buch lesen sollte



- Alle, die schon mal verliebt waren
- Alle, die schon mal von ihren Eltern genervt waren
- Alle, die schon mal in Berlin waren
- Den restlichen 15 wird es aber vielleicht auch gefallen

www.mixtvision.de